Angst essen Seele auf

Die zarte Liebe einer älteren Frau. Ein spätes (und doch erstes) Glück, ehrlich, hoffnungsvoll – und doch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die Umwelt reagiert mit Ablehnung, ja Haß und schließlich erfolgreicher Zermürbungstaktik.

Denn der Mann ist nicht der nette Rentner aus dem Nebenhaus, sondern ein farbiger Einwanderer aus einem unbekannten Land. Fremde Sprache, fremde Kultur, fremdes Aussehen – das Unbekannte produziert Ängste. „Angst essen Seele auf“ muß der Mann schließlich ernüchtert feststellen.

In falschem Deutsch, doch mit richtiger Erkenntnis verweist der gleichnamige Film von Rainer Werner Faßbinder auf eins der großen Probleme unseres Zusammenlebens: Angst. Ein Urinstinkt bei Mensch und Tier.

„Das hat die Natur weise eingerichtet“ höre ich meinen Schwiegervater sagen. Genau! Schützt uns doch just dieses Gefühl davor, allzu unbedarft in die Höhle des Löwen zu stolpern, hilft uns, ein wütendes Fauchen als Warnung zu verstehen, und – um im Bereich modernen menschlichen Lebens zu bleiben – den Klang einer Autohupe als Rückzugssignal zu deuten, um nicht unter die Räder zu kommen.

Auch die Fauna kennt dieses Frühwarnsystem, Angst ist auch hier ein wichtiges Überlebens-Element. So brutal uns diese Welt des Fressens und Gefressenwerdens oft vorkommen mag, die klare Rollenverteilung – hier Freund, da Feind – bietet den „Darstellern“ des tierischen Szenarios eine fast paradox anmutende Sicherheit. So sind sie frei, auch gute Erfahrungen zu machen, eine Situation nach gründlicher Prüfung als ungefährlich zu akzeptieren und neugierig, hoffnungsvoll und guten Mutes neues Terrain zu erforschen. Ja, sie sind so frei, ihr Denken ist schlicht aber gradlinig, die dunklen Abgründe menschlicher Seelenlandschaften sind ihnen gänzlich fremd.

Diese Sicherheit ging uns irgendwann verloren – unsere Stärke ist zur Schwäche verkommen, unsere Intelligenz zur Falle geworden, in die wir Freund und Feind nur allzugern hineinlocken. Neid, Mißgunst, Rachsucht, Habgier – wem können wir noch vertrauen? Der Liebhaber von heute kann morgen zum Betrüger werden, die vertraute Kollegin packt plötzlich die große Stuhlsäge aus und das mit großen Opfern aufgezogene Kind dankt seinen Eltern die liebevolle Fürsorge mit der Abschiebung ins Heim. Vertrauen und ehrliche Zuneigung suchen und finden denn auch viele Mitmenschen nur noch auf der anderen Seite der Welt: bei den Tieren.

Wir schätzen ihre bedingungslose Liebe und wärmen uns an ihrer zärtlichen Dankbarkeit. Und wären wir nicht so entsetzlich menschlich, würden wir’s ihrer ganzen Gattung danken, ihnen Platz zur freien Entfaltung gewähren, sie in ihrer Andersartigkeit akzeptieren und achten. Doch unsere kleine Buchhaltermentalität stellt permanente Kosten/Nutzen-Pläne auf. Verluste und selbst Einschränkungen können wir nicht hinnehmen, Rechnungen mit vielen Unbekannten sind unbequem und unheimlich, was nicht reinpaßt fliegt eben raus – egal ob Freund oder Feind.

Im Kampf um die Existenz standen sich Mensch und Tier schon oft gegenüber, von den ersten Urzeit-Jägern bis hin zum Kleinbauern, dem der Fuchs die letzte Gans gestohlen hat.

Doch für die meisten von uns ist längst die Angst ums nackte Leben einer tiefsitzenden Furcht vor Unbequemlichkeiten gewichen, die unsere Sinne eher trübt als schärft.

Wir riskieren Kopf und Kragen im Billig-Flieger, springen an lächerlichen Gummibändern kopfüber in die Tiefe (Funsport – Nervenkitzel – wow!) und rasen betrunken durch die Nacht. Doch wenn es darum geht, wieder Wölfe, Luchse und Bären in unsere Wälder zu lassen, mutieren wir zum angstgeschüttelten Nervenbündel. Zwar ist es glücklicherweise nicht mehr en vogue sich „gefährliche Bestien“ in Afrika vor die Flinte treiben zu lassen, aber ein freies Leben neben dem eigenen, hier in unseren Gehölzen – nein danke. Dabei hinterfragen wir selten, sondern kultivieren unsere Angst und machen anderen Geschöpfen damit das Leben schwer oder gar unmöglich.

Unser ständig präsentes, mühsam erworbenes Mißtrauen vermag noch nicht einmal vor den ach so geliebten Haustieren zu kapitulieren. Dreck machen sie, oft auch Lärm, und der Sagrotan-gescheuerte Fahrstuhl (in dem vom Boden essen könnte, wer solche Neigungen verspürt) riecht an Regentagen gar tierisch nach Hund. Wie Sie sich vielleicht erinnern, hatte (habe!) ich da so eine heimliche Liebe namens Aramis (ein Süderstraßen-Dobermann) – ich kenne mich also aus mit den kleinkarierten Ausflüchten verständnisloser Vermieter. Und als letzter Trumpf wird schließlich die gute alte Angst aus der Tasche gezogen, mit dem spitzen Hinweis auf zwei (vier Stockwerke über mir!) im Haus lebende Kleinkinder. Der beste Freund des Menschen als massakrierendes Ungeheuer?

Natürlich können Hunde beißen, Katzen kratzen und Vögel lassen gelegentlich sogar was auf die frisch gelegte Dauerwelle fallen...

„Beißt das?“ – die typische Frage eines kleinen Kindes, das von überängstlichen Eltern nicht zu vernünftiger Zurückhaltung und Vorsicht, sondern zu lähmender Furcht erzogen wurde. Die Freude, ein Tier zu beobachten und kennenzulernen, das Glück, seine Zeit mit einem tierisch guten Freund zu teilen, bleibt diesen Menschen oft ein ganzes Leben lang verborgen. Ganz kalt bleibt es da, wo eigentlich ein warmes Gefühl aufsteigen könnte.

„Hast du dir das auch gut überlegt?“ – lautet dann auch die (sicher gut gemeinte, aber oft mit säuerlicher Miene vorgetragene) Standardfrage im Verwandten- und Bekanntenkreis, wenn Mensch den Freunden offenbart, sein Leben wieder mit einem Haustier verbringen zu wollen. Ob ich’s mir überlegt habe – diese Frage fände ich wesentlich nachvollziehbarer, würde ich verkünden, in ein Flugzeug steigen zu wollen, abends mit der S-Bahn zu fahren oder es doch nochmal mit einer Tiefkühl-Pizza zu versuchen.

Ich habe es mir überlegt – nichts auf der Welt ist umsonst, selbst die Liebe nicht. Auch wenn man sie nicht kaufen kann, kostet sie doch: Zeit, Mühe, Tränen, Geld. Aber ein Tier scheint vielen weder Anstrengung noch Verantwortung wert zu sein – der läppische Lohn des Verzichts sind heile Sofakissen und die (in der Tat angenehme...) Gewißheit, niemals nachts, bei 30 Grad minus mit einem Hund auf die Straße zu müssen.

Dabei nehmen Menschen klaglos tagtäglich soviele Mühen auf sich – schinden sich im Fitneß-Studio, hungern sich die Seele aus dem Leib oder ackern rund um die Uhr für ein „Dolce & Gabbana“-T-Shirt oder einen BMW Z3. Aber „nur“ für einen Hund?

Aber wenn es denn nun unbedingt sein muß, dann doch wenigstens so einen herzigen mit Halstüchlein – klein genug fürs Reisegepäck. Die großen Hunde – sofern eine bestimmte Rasse nicht gerade aus irgendwelchen Gründen modern ist – werden schnell Mobbing-Opfer neuzeitlicher „Kampfhund“-Phobie. Das Thema ist „in“, doch wieder scheuen viele die Mühe, sich eine eigene Meinung zu bilden. Unwissenheit, Verunsicherung, Angst – ein klassischer Teufelskreis. In diesen Strudel geraten aber auch offenbar zunehmend Vertreter der eigentlich ganz klassischen alten deutschen Hunderassen: Rottweiler – und eben Dobermann. Vielleicht einfach, weil sie relativ groß und kräftig sind – vielleicht sehen die Leute auch einfach zuviele US-Krimiserien. Denn ob „Columbo“ oder „Magnum“ – prächtige amerikanische Villenbesitzungen scheinen vorzugsweise von grimmig fletschenden, immer paarweise auftretenden, Dobermännern bewohnt zu werden. (Der ebenso große deutsche Schäferhund ist sehr viel beliebter – Kommissar Rex läßt grüßen...)

Kein ernstzunehmender Tierfreund wird dem unter chronischer Zeitnot leidenden Bewohner eines Single-Appartments den „Umstieg“ vom Kanarienvogel auf den Mastiff-Doggen-Mix empfehlen. Ich will weder die Verantwortung leugnen, die mit der Haltung eines großen Hundes einher geht, noch kann Ihnen irgendjemand versprechen, daß es niemals Probleme geben wird. Aber in einem Punkt sind Mensch und Tier sich absolut gleich: Es gibt keinerlei Anlaß zu pauschalen Aburteilungen, keine Rasse ist immer nur gut, keine Rasse ist immer nur schlecht. Jeder Mensch, jedes Tier ist ein Individuum – einzigartig und unverwechselbar. Jedes Wesen verdient eine Chance.

Denken ist anstrengend, Vorurteile sind dagegen bequem. Und so sitzt ein unschuldiger Hund im Tierheim und wartet immer noch ungeduldig auf die Liebe eines fürsorglichen Menschen. Er könnte unbequem sein, er könnte Unfrieden stiften – aber warum sollte er? Auch ich könnte Ihnen morgen schon etwas Gemeines antun – aber warum sollte ich?

Angst essen Seele auf.

Lassen Sie das nicht zu.

Eileen Heerdegen